

Zeitschrift: Theologische Zeitschrift
Herausgeber: Theologische Fakultät der Universität Basel
Band: 55 (1999)
Heft: 2-3

Artikel: Vorsprachliches, Räumliches, Zeitliches : zur Phänomenologie des Glaubens
Autor: Ritschl, Dietrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-878000>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vorsprachliches, Räumliches, Zeitliches

Zur Phänomenologie des Glaubens

Mit Freude spreche ich meinem verehrten Fachgenossen und Freund aus der Zeit der Kindheit – wir waren Klassenkameraden in der Primarschule in Riehen – zum 70. Geburtstag einige Gedanken zu, die er als kleine Gegengabe für seinen Beitrag zu meiner Festschrift¹ zu Beginn dieses Jahres freundlich aufnehmen möge.

Ich möchte mich zu einer verwandten Thematik äussern. Im folgenden geht es um Sprache und um innere Bilder. Meine Argumente kreisen um die doppelte Tatsache, dass in Sprache gefasste prozessuale Erlebnisse oder Berichte über sie – also Geschichten («stories») – uns nicht als solche, sondern in den Bildern, die sie wecken, betreffen. Wir sehen sie räumlich in zwei oder drei Dimensionen und arretieren damit sozusagen die zeitliche Dimension von Berichten und Geschichten. Es sind nicht die Worte als solche, die uns betroffen machen, uns in Erinnerung bleiben, sondern die durch sie geweckten inneren Bilder. Jedoch ist es auch richtig zu sagen, dass erlebte und erinnerte Bilder auf Versprachlichung drängen. Freilich betreten wir mit solchen Thesen ein schon seit langer Zeit gründlich bearbeitetes Feld. Die Diskussionen fanden jedoch weitgehend ausserhalb der Theologie statt. Auch bei mir haben sie ihre Wurzeln zum Teil in der analytischen Philosophie, zum Teil in der Psycholinguistik. Die theologische Anwendung auf das Verstehen der Rezeption (und die Erinnerung an die Rezeption) des gehörten bzw. gelesenen Wortes der Verkündigung ist mein eigentlich leitendes Interesse. Vorerst müssen jedoch die Stufen meiner Entdeckungsreise kurz geschildert werden.

I. Steuerung aus dem Vorsprachlichen

In den fünfziger Jahren begann ich unter dem Einfluss des Alttestamentlers und Semitisten James Barr sowie amerikanischer Kollegen, die Grundstruktur prozessualer Erlebnis- und Sprachketten intensiv zu analysieren und die Ausformung ihrer Summierungen in späterer Lehr- und Dogmenbildung zu untersuchen. Wir sprachen von «story» und «stories», ihrer Summierbarkeit, Fähigkeit zur Generierung von Ableitungen, ihrer Ersetzbarkeit durch

¹ H.Ott, «Die Wirkungsweise der Symbolsprache» in: R.Bernhardt u.U.Link-Wieczorek (Hg.), Metapher und Wirklichkeit, Die Logik der Bildhaftigkeit im Reden von Gott, Mensch und Natur, (FS D.Ritschl), Göttingen 1999, 34-41.

andere Wortketten usw.² Klar dabei war immer, dass diese Texte (bzw. mündlichen Traditionen) nicht «Theologie» waren, sondern dass diese erst dort beginnt, wo nach ihrer Steuerung, ihrer adäquaten Summierung sowie Zuordnung zu Paralleltraditionen (-stories) gesucht und über ihren Wahrheitsanspruch in der Zusammenschau mit Gegenwartsfragen reflektiert wird. (Darum ist «narrative Theologie» zumindest ein «misnomer», wenn nicht ein Missverständnis). James Barr hat in dem soeben erschienenen monumentalen Buch «The Concept of Biblical Theology»³ noch einmal das storyKonzept im Zusammenhang mit der Suche nach «biblischer Theologie» diskutiert.

In einem zweiten Schritt meiner Nachfragen ging es um die Frage, was eigentlich die Erzähler oder Autoren von «stories» steuert. (Dabei kommen keineswegs nur biblische stories in Sicht, sondern prinzipiell alle Berichte über Ereignisse und Erlebnisse, auch die Grundform der Autobiographie sowie des psychotherapeutischen Gesprächs: «wir sind, was wir in unsern Geschichten von uns erzählen können»). Die Struktur und Richtung einer Einzelgeschichte, viel mehr noch das komplexe Ineinander von «stories», wie wir es im Leben eines Menschen, einer Gruppe und natürlich in der Bibel finden, ist gar nicht verständlich, sondern zerfiele in einzelne, unverbundene Brocken, wenn nicht «hinter ihnen» eine differenzierte und vielleicht hierarchisch geordnete Axiomatik angenommen würde. Diese impliziten Axiome – sie sind implizit, weil sie am Rand der Sprache im Vorsprachlichen sind – steuern Denken, Sprechen und Handeln.⁴ Der Suche nach ihnen, ihrem Ort und ihrer Funktion in der Theologie galt meine Arbeit in den dann folgenden Jahren. Klar war dabei, dass expliziten Axiomen (z.B. Dogmen und Lehrsätzen) vorsprachliche implizite Axiome vorangehen. Als Beispiel können einzelne biblische Bücher genannt werden, etwa die Paulusbriefe, in denen sich wohl implizit aber noch nicht explizit Christologien finden.

Nun ist es, sprachphilosophisch geurteilt, heikel, von etwas sprechen zu wollen, das ausserhalb oder «vor» (bzw. «hinter» aus der Sicht des Lesers/Hörers) der Sprache liegt. Am einfachsten ist natürlich eine Totalreduktion aller Exegese und Theologie auf die Oberfläche der biblischen Sprache. Das ist das Prinzip der positivistischen Interpretation von Texten, wie wir sie im Fundamentalismus oder auch im Rechtspositivismus finden. Aber in der Theologie (die Parallele zum Verstehen anderer Texte sowie zur analytischen Psychotherapie lassen wir hier, der Kürze wegen, ausser acht) geht es ganz funda-

² Vgl. etwa D. Ritschl, *Zur Logik der Theologie*. München 1986, Kap.I.B. S. auch meinen Art. «Lehre» in TRE 20, 1990, 608-621.

³ J.Barr, *The Concept of Biblical Theology, An Old Testament Perspective*, London 1999, chap. 21.

⁴ Vgl. die 25 Beiträge zu dieser Suche in: W. Huber u.a. (Hg.), *Implizite Axiome, Tiefenstrukturen des Denkens und Handelns*, (FS D. Ritschl), München 1990.

mental um die Erforschung der Wahrheit, die «hinter» den Texten liegt.⁵ Man kann auch an das vielleicht mehr poetisch gemeinte Diktum Tillichs denken: «Die Wahrheit liegt nicht in der Mitte, sondern in der Tiefe». Die Theologie darf sich nicht aus Furcht vor einer vordergründigen Metaphysikkritik davor scheuen, diese Nachfrage ständig zu betreiben. Freilich ist dies nicht ihre einzige, wohl aber innerhalb ihrer analytischen Funktion die wichtigste Aufgabe.

II. Neue Metapherndiskussionen

Ein dritter Schritt meiner Nachfragen betraf die Unterscheidung zwischen deskriptiver und askriptiver Sprache und den Gebrauch von Metaphern in ihnen. In der anredenden, doxologischen Sprache der Bibel, der Kirche und der Theologie haben Metaphern ihren genuinen Ort. Aber ihre direkte bzw. naive Rückführung in deskriptive, berichtende Sprache ist seit jeher – spätestens seit der Spätzeit griechischer Patristik – Quelle schwerwiegender Missverständnisse. Freilich haben Metaphern auch in Ist-Sätzen deskriptiver Sprache ihren Platz, aber der Gebrauch ist anderer Art. Die aus Wittgensteinscher Philosophie stammende Frage, ob ausser Eigennamen letztlich alle Worte metaphorisch verstanden werden müssten, lassen wir hier undiskutiert. Hier ist vor allem interessant, dass es bei Metaphern mehrheitlich um einzelne Worte geht. Während prozessuale Erlebnis- und Sprachketten (in der Gestalt von «stories» etwa) durch implizite, erforschbare Steuerungen geleitet sind bzw. deren Wahrheitsansprüche widerspiegeln, kann dies über einzelne Worte/Wörter nur sehr selten gesagt werden. Bekanntlich war es Wilhelm v. Ockham, der lehrte, dass synkategorematische Ausdrücke nur in einem komplexen Wortverband sinnvoll gebraucht werden können, und um solche handelt es sich zumeist beim typisch biblischen und theologischen Metapherngebrauch. Es bestand zwar in der Theologie und in der von ihr damals geprägten Theologenausbildung für lange Zeit ein grosses Interesse an Etymologien, d.h. an Wortstudien, die mit einem hintergründigen Sinn- und Wahrheitsgehalt rechneten. So funktionierte Kittels «Wörterbuch zum Neuen Testament» und so haben wir noch im Studium – ich z.B. bei Karl Ludwig Schmidt mit einer völlig irrelevanten Arbeit über das Wort «leiturgia» – biblische Wörter auf ihren heimlichen Hintergrundsgehalt hin analysiert. (In der Psychologie war es vor allem der verheerende Einfluss von C.G.Jungs Sprachverständnis, der ganze Generationen von Therapeuten und Laien zu abenteuerlichen Behauptungen über heimliche Urbedeutungen von Wörtern verleitete). Es war wiederum James Barr, der in seinem ersten grösseren Werk⁶ diese Vorge-

⁵ Ich habe dieses Problem im Beitrag »Welchen Sinn hat die Suche nach Strukturen hinter Texten?« in der FS für James Barr, *Language, Theology and the Bible*, Oxford 1994, 385-397 dargestellt.

hensweise gründlich demontierte. Es bedurfte also gar nicht des Einflusses der analytischen Philosophie und Wittgensteins, um der Theologie gegenüber eine massive Warnung vor Etymologie bzw. vor ihrer naiven Nutzung über das Philologische und Historische hinaus geltend zu machen. (Freilich hat die analytische Philosophie trotz ihrer aggressiven und letztlich doch auch positivistischen Grundhaltung – wenn auch von ihr oft bestritten – der systematischen Theologie grosse Dienste geleistet, die durchaus mit der läuternden Wirkung I. Kants auf die Theologie des 19. Jahrhunderts verglichen werden kann).

Die Tendenz zur Suche nach verborgenen Wahrheiten hinter einzelnen Wörtern ist heute abgeflaut. Das zeigt sich deutlich in neueren exegetischen Studien, die zwar «Wortfelder» analysieren, dabei aber soziale und andere kontextuelle Bedingungen ständig miteinrechnen. In der systematischen und besonders in der angelsächsischen philosophischen Theologie ist die Aufmerksamkeit jedoch erneut auf Metaphern gerichtet. Dabei ist die Grenzmarkierung zwischen Metapher und Symbol oft nicht leicht auszumachen, weil unstandardisierte Verwendungsweisen der Begriffe noch weithin vorherrschen. Jedenfalls geht es bei Symbolen, im Unterschied zu Metaphern, in vielen Fällen nicht nur um Sprache, sondern auch um damit verbundene Handlungen. In der Theologie wurde und wird oft auf Tillichs Interesse an Symbolen, die an der von ihnen angezeigten Wirklichkeit partizipieren, verwiesen. Symbolstudien sollten jedoch nicht an Ernst Cassirers klassischen Arbeiten⁷ sowie an neueren philosophischen Studien (P. Ricoeur, U. Eco u.a.) vorbeigehen.

Die in der Theologie längst fällige Erkundung der Entstehung, Funktion und Interpretation von Metaphern hat erst vor etwa zwei Jahrzehnten begonnen. Leider hat sie noch keine Breitenwirkung, d.h. sie ist eine Spezialdiskussion geblieben, während sie doch alle Gebiete der Theologie von der Dogmatik bis zur Homiletik und Seelsorge sehr direkt betreffen sollte. Ulrike Link-Wieczorek gibt im besagten Buch⁸ einen nützlichen Überblick mit vielen Literaturangaben über das Eindringen dieser Thematik in die Theologie.

⁶ J. Barr, *The Semantics of Biblical Language*, Oxford 1961.

⁷ E. Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen*, 3 Bde., Berlin 1923-29 (Nachdr. Darmstadt 1953-64) u. *Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs*, 1922 (Nachdr. 1956).

⁸ In dem in Anm. 1 genannten Buch *Metapher und Wirklichkeit*, 9-19. Die Metaphertheorien von Sally McFague, *Metaphorical Theology*, Philadelphia 1982 (vgl. die Kritik Colin Guntons an ihr) sowie von J.N. Sossice, *Metapher and Religious Language*, Oxford 1985, haben eine interessante Diskussion ausgelöst. – Vgl. zur philosophischen Gesprächslage A. Haverkamp (Hg.), *Theorie der Metapher*, Darmstadt 1996.

III. Gott wohnt in der Zeit

Ein vierter Schritt meiner Nachfragen führte zur Einsicht, dass Reden von Gott in den Kategorien der Zeit den räumlichen Kategorien vorzuziehen ist. Dies ist nicht eine philosophisch begründete Präferenz, sondern eine Gewichtung, die sich durch biblische Texte aufzudrängen scheint. Erinnerung und Verheissung, Hoffnung und Zuversicht, Gottes Mitgehen und Vorausgehen, Anfang, Ziel und Ende... nicht ohne gute Gründe hat sich die Theologie der letzten Jahrzehnte von der Konzentration auf Begriffe abgewendet und sich auf eben diese dynamischen und prozessualen Vorstellungen konzentriert. Beispiele aus alt- und neutestamentlicher Exegese in ihrer Einwirkung auf evangelische und katholische Dogmatik könnten ohne jede Schwierigkeit in Fülle gegeben werden.

Diese Tendenz kann jedoch noch vertieft und radikalisiert werden bis hin zu den steilen Thesen, dass Gott «in der Zeit wohnt», dass er in ihr sicherer und klarer erkannt und angetroffen werden kann als im Raum; dass auch unsere Kausalvorstellungen von Gottes Handeln viel eher zeitlich als räumlich konzipiert sein könnten; dass sich die Theodizeefrage durch diese Gewichtung verschiebt und vielleicht auflöst. Damit sei nicht Gottes Eingehen in den Raum des Himmels und der irdischen Geschichte bis hinein in das Kind in der Krippe und in die versammelte Gemeinde bestritten. Aber wenn wir sagen wollen, wie er dort im Raum ist, so sprechen wir zuerst – und vielleicht auch zuletzt – doch in den zeitlichen Kategorien der Erwartung, Erfüllung und Vollendung.

Eine Phänomenologie des Glaubens wird sich auf die Phänomene des Erinnerns und des «Wiedererkennens»⁹ einlassen müssen. Hier stösst man auch auf das Basiselement von Offenbarung, nämlich die Wiederbegegnung mit dem erinnerten Inhalt der Gegenwart Gottes im Vorgang des Wiedererkennens. Dieses wird durch «Anlässe» («occasions» sagten wir damals in der amerikanischen Theologie in Anleihe eines Begriffs von A.N.Whitehead) ausgelöst. Sie können in- und ausserhalb des Gottesdienstes, im Kleinen im täglichen Leben oder im Grossen in Politik und Gesellschaft geschehen – ein Wahrnehmen der Präsenz Gottes im Wiederhören oder in der erneuten Erinnerung an gehörte Texte, Worte und Augenblicke der Erkenntnis.

Biblische Geschichten («stories») spiegeln die hier skizzierte zeitliche Dimension des Redens von Gott adäquater wider als Ein-Wort-Metaphern, die besonders dann zu räumlichen Vorstellungen und inneren Bildern einladen, wenn sie autonom geworden sind, d.h. aus ihrem ursprünglichen Kontext be-

⁹ Ich habe dies versucht in «Gedächtnis und Antizipation» in: J. Assmann u. T. Hölscher (Hg.) Kultur und Gedächtnis, Suhrkamp TB 724, Frankfurt 1988, 50-64; sowie «Gotteserkenntnis durch Wiedererkennen», in J. Roloff u. H.G. Ulrich (Hg.), Einfach von Gott reden, (FS F.Mildenberger), Kohlhammer, Stuttgart 1994, 144-152.

freit ihren eigenen Weg eingeschlagen haben. Im Interesse einer Klärung der Entstehung und Funktion von Metaphern in dieser Gefahrenzone soll zunächst mit einer These zum Phänomen der Vorsprachlichkeit zurückgekehrt werden.

IV. Metaphern durch Oberflächenanleihe bei Nachbarn

Die These besagt, dass einzelne metaphorisch verwendete Wörter ihren Sinngehalt durch Querbeziehungen zu Wörtern in ihrer nahen oder fernen Nachbarschaft erhalten. Metaphern kommen durch «Anleihe» bei anderen Wörtern oder Ausdrücken zustande. Normalerweise betrifft die Anleihe das ganze Wort selbst, nicht aber dessen gänzliche Bedeutung: «Gott ist König» heisst nicht, dass er in derselben Weise König ist wie ein orientalischer König zur Zeit, als die Königspsalmen abgefasst wurden. Die Anleihe folgt dem Muster der *analogia attributionis*, weil weder das Analogat, das aus dem zur Anleihe gewählten Wort stammt, noch Gott, dem das Attribut des Analogats zugesprochen wird, den Vollsinn der Worte «König» bzw. «Gott» erschöpfend ausdrückt. Dies ist der Typus von Metapher, bei der ein partieller Transfer eine Sinndeutung ergibt, die anders als metaphorisch nicht ausgedrückt werden kann. Es gibt auch andere Typen von Metaphern, die nicht ohne weiteres der Attributionenanalogue zugeordnet werden können. Aber alle scheinen dies gemeinsam zu haben, dass ein «Zwang» besteht, sie zu verwenden, weil eine reduzierte, «nackte» und unmetaphorische Sprechweise nicht möglich ist. (Aristoteles hat bekanntlich vorgeschlagen, Metaphern als Ornamente für etwas, das wir auch anders sagen können, zu verstehen; dies deckt jedoch nicht sein ganzes Metaphernverständnis ab).

Die Beobachtung der Querbeziehung bedeutet: Metaphern – welcher Art auch immer – haben ihren Wahrheitsbezug nicht in einer vorsprachlichen Axiomatik wie wir sie im Hinblick auf prozessuale Erlebnis- und Sprachketten («stories») erörterten. Vielmehr machen ihre Konstrukteure – z.B. der Autor eines Königspsalmes – Gebrauch von der Möglichkeit der «Anleihe» bei Wörtern, die «neben» dem zu bezeichnenden Objekt liegen, sozusagen an der Sprachoberfläche der Alltagssprache. Vorsprachliche Entitäten spielen hier zunächst, jedenfalls im Hinblick auf das ausgeliehene Wort, keine Rolle. Freilich ist die Auswahl als solche sicherlich durch eine implizite Axiomatik gesteuert: Gott «König» oder Jesus «guter Hirt» zu nennen, «passt» aus Gründen, die freilich in einer vorsprachlichen Axiomatik liegen. Andere ausgeliehene Wörter würden nicht «passen». Weil nun wegen der vorhin genannten Uneigentlichkeit bzw. wegen des nur partiellen Transfers von Sinngehalten von einem Wort auf das andere eine Vielzahl von Metaphern nötig ist, um z.B. «Gott» zu benennen, ist es ungemein schwierig, die Logik des «Passens» adäquat zu beschreiben. Nur das nie fassbare «Gesamt» aller Metaphern, die

für Gott bzw. für Jesus Christus (in der Bibel und der nachfolgenden Tradition) verwendet werden, würde die Antwort auf die Frage: Warum gerade diese? in Annäherung erbringen können. Dazu kommt noch die unausweichliche Beobachtung bzw. der berechtigte Argwohn, dass in der Bibel auch falsche Sätze über Gott stehen, z.B. Usurpationen aus eigenen persönlichen oder politischen Wünschen oder Ängsten usw. Das macht es umso schwieriger, ein legitimes «Gesamt» zu erkennen. Ferner bleibt die Frage immer offen, ob nicht völlig neue, zeitgemäße Anleihen bei Wörtern möglich wären, um Gott bzw. Jesus zu beschreiben: ist es nur die fehlende ökumenische Akzeptanz, die uns hindert, Gott z.B. auch als «Präsident» oder «Mitgefangenen» zu benennen? Es sind also Metaphern-Geflechte, mit denen wir es zu tun haben. Aber es ist ratsam, ja geboten, die einzelnen metaphorischen Ausdrücke nicht auf ihre Einzelheit hin zu interpretieren, erst recht nicht auf ihre etymologische Herkunft, sondern sie in ihrem Zusammenspiel und in ihrer gegenseitigen Ergänzung und Korrektur zu interpretieren, immer offen für die Möglichkeit des Irrtums. (Zweifellos ist diese Zurückhaltung in der Lehrentwicklung der Kirche nicht zu beobachten, man denke nur an die Verabsolutierung von zwei oder drei neutestamentlichen Titeln Jesu – unter Auslassung vieler anderer – in der Entwicklung des christologischen Dogmas).

V. Entstehung und Auflösung innerer Bilder

Mit diesem Rüstzeug soll nun die Frage der Verbindung zwischen inneren Bildern und Sprache angegangen werden.¹⁰ Die in der Theologie vorherrschende Frage nach dem Wort Gottes in menschlichen Worten war seit jeher auf die Seite des Ursprungs, der Entstehung, der Sprachtypen (z.B. die oben genannten der Deskription, der Doxologie, sowie des Gleichnisses, der Paränese usw.), der Zielrichtungen u.a.m. gemünzt. Im folgenden soll die andere Seite, die der Rezipienten in den Blick kommen. Was geschieht, wenn wir biblische Geschichten (Haggada, «stories») oder Ermahnungen und Regeln

¹⁰ Unter dem Titel «Innere Bilder und Sprache» habe ich in K. Hörmann u. W. Schurian (Hg.) *Kunsttherapie*, Münster 1994, 127-134, meine Erfahrungen mit der psychotherapeutischen Methode des «Katathymen Bilderlebens» theoretisch reflektiert. Die Methode geht auf R. Desoille (1931) und C. Happich (1932) zurück und wurde von H. Leuner (1970) eigentlich begründet. Tagträume werden induziert, d.h. «innere Bilder» werden vom Patienten gesehen und auch sprachlich beschrieben, sie sind später fast beliebig «abrufbar» und erfahren mit dem Fortschritt der Therapie – die sich freilich nicht nur auf diese Bilder bezieht – signifikante Veränderungen. Die Methoden der Mal- und im weiteren Sinn Kunsttherapie bauen ebenfalls auf der Beziehung «Erleben-Bild-Sprache» auf, wobei die Sprache teilweise auch durch auf Papier gezeichnete, spontane Antworten des Therapeuten ersetzt werden kann. (In Basel haben Prof. G. Benedetti und PD Dr. G. Waser Entscheidendes auf diesem Gebiet erarbeitet).

(Halacha, Paränesen) hören und erinnern? Wie verhalten sich die durch Sprache bewirkten Bilder zum gehörten Wort?¹¹

Mit der hier skizzierten Frage berühren wir freilich die ungemein breiten Felder der Beziehung zwischen Sprache und Kunst, kindlichem Spracherwerb und visueller Erfahrung sowie den gesamten Bereich der normalen und pathologischen Imagination. Es versteht sich von selbst, dass diese Bereiche hier nur benannt werden können.

Die Doppelthese, auf die ich mich konzentrieren möchte, lautet:

- Geschichten (z.B. biblische Geschichten, «stories») wecken innere Bilder, in denen wir sie aufnehmen und erinnern; sie erfahren jedoch durch die Verbildung eine Schmälerung;
- Metaphern in Gestalt von einzelnen Wörtern oder Ausdrücken wecken ebenfalls innere Bilder; sie erfahren jedoch durch die Verbildung eine illegitime Verbreiterung.

Nehmen wir für «Geschichte» die Ausweisung aus dem Paradies, die Opferung Isaaks, den Kampf Jakobs am Jabbok, den Auszug aus Ägypten, die Geburt Jesu, die Kreuzigung Jesu, seine Auferweckung, die Ausgießung des Geistes an Pfingsten..., so ist es mit Händen zu greifen, dass früh wahrgenommene Bilder aus der Kinderbibel oder Kunstwerke, die wir im späteren Leben wahrgenommen haben, die inneren Bilder, die die sprachliche Vermittlung ohnehin in uns entstehen liessen, bleibend geprägt haben. Wenn wir die Geschichten erinnern, so sind es in Wahrheit nicht die Geschichten, sondern die inneren Bilder, die bleibend bei uns sind. Das heisst nicht, dass sie nicht durch neue sprachliche Erfahrungen korrigiert und verändert werden können, z.B. durch eine Predigt oder die Lektüre eines Textes. Aber in jedem Fall sind die Bilder «enger» als die Texte, sie bringen eine Szene «auf den Punkt», vielleicht die Mitte der Geschichte, vielleicht nur den Vordergrund, vielleicht nur etwas an ihrer Peripherie. Der Wortlaut der Geschichte (der «story») mag beim Wiedererinnern des Bildes mitschwingen, aber nicht immer in korrigierender oder bereichernder, vertiefender Weise. Man prüfe sich beim Lesen dieser Zeilen selbst, was genau im inneren Bild erscheint, wenn Sprache uns an die Geschichten vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Sohn oder der Kreuzigung Jesu erinnert. Damit soll nicht gesagt sein, dass wir beim Erinnern bzw. Wiedererinnern immer nur ein Einzelbild wie auf einer Museumswand sehen, es kann sehr wohl so sein, dass mehrere Bilder, die wie Bühnenbilder ineinandergeschoben, je nach Perspektive und Beleuchtung eines über das andere dominierend, gesehen werden. Aber eine Reduktion liegt in jedem Fall vor und die Erkenntnis der impliziten Steuerung, die diese Ge-

¹¹ In dem in Anm. 1 genannten Buch *Metapher und Wirklichkeit* fragen manche der Beiträge in diese Richtung, insbesondere die von Chr. Link, Dorothea Sattler/Th. Schneider, sowie die der Religionspädagogen H. Schmidt und Ingrid Schoberth.

schichte gerade so und nicht anders verlaufen liess, wird nicht unbedingt sichtbar.¹²

Und nehmen wir für «Metaphern» wieder das Wort «König» für Gott, oder «guter Hirt» für Jesus (oder «Herr», «Hoher Priester», «Sohn Gottes», «Menschensohn», «Retter», «Richter» «Lamm Gottes» usw.) so ist es offensichtlich, dass wir als Hörer innere Bilder sehen, die diesen Metaphern mehr zuschreiben, als ihnen ursprünglich zugedacht war. Der «König» erhält (bereits in der Bibel, nicht erst in der kirchlichen Tradition) einen Thron, einen Hofstaat, hohe Beamte und Diener sowie Botschafter, er führt Kriege und erringt Siege, ist im kausalen Sinn allmächtig usw. Die Attribute der Analogate werden ausgemalt und verbreitert. Es entstehen neue, abhängige Metaphern in einem vernetzten Gefüge, das dadurch entstanden ist, dass die Grundmetapher in die Univozität zurückgedrängt worden ist. Die Grundmetaphern werden in der Tradition in zunehmender Weise – man denke an unser Liedgut in den Gesangbüchern – ihres eigentlichen metaphorischen Charakters entkleidet so wie wenn sie das, was ursprünglich als metaphorisches Wagnis ausgesprochen wurde, weil wir nicht anders als metaphorisch über das Wichtigste reden können, nun in deskriptiver Sprache doch hemmungslos sagen dürften. Die Metaphern werden so nicht nur gedehnt, sie werden eigentlich zerstört und – was freilich nicht die Absicht ist – ihres Sinnes beraubt. Diese Sinnberaubung durch nicht-metaphorische Sinnausdehnung und Sinnüberfrachtung geht zurück auf die Macht der Bilder, die in uns entstehen, wenn wir die Metaphern vernehmen.

Nun besteht freilich eine komplizierte Doppelwirkung, denn es ist ja auch so, dass innere Bilder, die in uns wohnen, zwar korrekturfähig und innerhalb von Grenzen auch ersetzbar sind, ihrerseits auf Versprachlichung drängen. Das einfachste Beispiel ist das Bedürfnis, nach einer erlebnisreichen Reise die erfahrenen Eindrücke und Bilder in Sprache umgemünzt Freunden zu erzählen («Wes das Herz voll, des geht der Mund über.»). Dadurch kann auch ein Abschied von den erlebten Bildern erfahren werden und – wie beim Erzählen nach einer schönen Urlaubsreise – eine Trauer, nie mehr zum ersten Mal erzählen zu können.¹³ Ferner können äussere Bilder – aus der westlichen Kunst sowie die Ikonen aus der Ostkirche – sich dem Auge für die dahinterliegenden Geschichten öffnen in einer Blickrichtung, die bis in die Ewigkeit reicht. Hier ist jedoch die oben genannte Unterscheidung wichtig: es ist eines, ob ein inneres Bild eine Geschichte (eine «story») summiert und damit redu-

¹² Gerade dieses Defizit habe ich kürzlich in einer an sich sehr sorgfältig vorbereiteten Predigt über Gen 22 erlebt.

¹³ Paul Cézanne «trennt sich» von der geliebten, nach Scabiosen duftenden Landschaft – dem Saint Victoire – indem er sich «durch die erste Skizze von ihr löst» (hier ist die Skizze des Malers wie die Sprache des Sprechenden). Vgl. A. Andina-Kernen, Über das Entstehen von Symbolen, Basel 1996; ihr verdanke ich dieses Zitat.

ziert oder ob ein einzelnes Wort, ursprünglich als Metapher verwendet, in seiner nicht-metaphorischen Dimension innere Bilder erzeugt. Solche inneren Bilder sind – dies verkompliziert die Situation in bezug auf den christlichen Glauben – zudem an frühe Bildprägungen aus der Kindheit oder aus Zeiten mit markanten psychischen Entwicklungsveränderungen gebunden. Kein Wunder, dass ungezählte Menschen, die als Kinder biblische Metaphern über Gott, Jesus, die Kirche, den Himmel, das ewige Leben usw. vernommen haben und entsprechende innere Bilder in sich erwecken liessen, noch als Erwachsene gänzlich infantile Gottesbilder und Glaubensvorstellungen haben, die sie massiv daran hindern, die christliche Botschaft zu vernehmen.

VI. Einige Konsequenzen für die Theologie

1. Die Schönheit der Theologie verdankt sich zum grossen Teil dem Reichtum an Sprachformen und den mit ihnen gegebenen inneren Bildern. Dass wir – zumindest im Protestantismus – äussere Bilder gefürchtet und vernachlässigt haben, ist oft festgestellt und beklagt worden. Dies soll hier nicht diskutiert werden. Aber die grundsätzliche Beobachtung ist doch interessant, dass die Väter der Reformation ihre mehr oder minder starken ikonoklastischen Tendenzen nicht auf innere Bilder anzuwenden geneigt waren.

2. Die Beobachtung, dass die biblischen Geschichten oder «stories» (freilich überhaupt alle Narrationen) durch eine «hinter» ihnen liegende Axiomatik gesteuert sind, in der ihr Wahrheitsanspruch residiert, habe ich an verschiedenen Orten dargestellt und diskutiert. Hier soll nur noch einmal betont werden, dass einzig mit dieser Interpretationsmethode eine sinnvolle Abwehr fundamentalistischer Textdeutungen geleistet werden kann. Zudem ist die Beobachtung für den Fortschritt ökumenischer, zwischenkirchlicher Kontaktnahmen darum von grossem Wert, weil hier das theoretische Rüstzeug für die Anwendung der Einsicht bereitsteht, dass gleiche oder ähnliche Lehren oder Wahrheiten auf verschiedene Weise und in unterschiedlichem Sprachgewand ausgedrückt werden können. Ohne diese Einsicht könnte es in ökumenischer Arbeit nur Kompromisse, nicht aber Konsens- oder Konvergenzergebnisse geben. – Die Bedeutung innerer Bilder in der Feststellung von Dissensen ist nach meiner Ansicht bislang in der Ökumene zu wenig Beachtung geschenkt worden.

3. Aus gänzlich erklärbaren Gründen ist die Sprache der Kirche und ihrer Theologien nahezu vollständig an metaphorische Ausdrucksweisen gebunden. Diese Bindung ist dann gefährlich und zerstörerisch, wenn die Theologie zwar zugibt, mit Metaphern und ganzen Metapherngebäuden und -ketten umzugehen, aber doch so zum Alltagsgeschäft übergeht, wie wenn sie univok gebraucht werden könnten. Unsymmetrien im theologischen Denken und Spannungen zwischen Metaphern und Metaphernketten können oft dadurch

entstehen, dass die eine Metapher strikt metaphorisch, die andere weiterhin univok interpretiert wird. Beispiele liessen sich nennen aus neuerer Trinitätstheologie (deren Rückkehr in ökumenische Diskussionen ich sehr begrüsse), aus Aussagen über die Auferweckung Jesu, biblischen Sätzen über Gericht und ewiges Leben sowie über Gott und den Verlauf der Geschichte. Die Weise, in der Theologie auch heute bestimmte biblische Metaphern opfert, andere dafür hochhält, ist alles andere als konsistent. Mir scheint, dass systematische Theologie noch intensiver als bisher Belehrungen aus neuen Metaphertheorien und aus Studien über innere Bilder aufnehmen sollte.

4. In der Seelsorgelehre ist die Notwendigkeit der Analyse von Erlebnis, inneren Bildern und Sprache noch deutlicher. Der Umgang mit quasi-metaphorischen Leerformeln, «Gottes Wille», «Gott weiss, wozu es gut ist», «Gott lenkt alles» – auch wenn balanciert mit Äusserungen über Gottes Mit-Leiden – macht noch keine hilfreiche und tröstliche Seelsorge.¹⁴

5. Die Bedeutung der Fixierung auf innere Bilder, vielleicht aus der frühen Kindheit, birgt ferner die Gefahr, der Neigung über Gott, sein Wirken, seine Präsenz, seinen Schutz und seine Behütung vornehmlich in räumlichen Vorstellungen zu denken, nachzugeben. Praktische Theologie und die Sprache der Kirche muss sich kritische Nachfragen systematischer Theologie in diesen Bereichen gefallen lassen.

Dietrich Ritschl, Reigoldswil

¹⁴ Es gibt manches zu lernen von den therapeutischen Stationen (u.a. in Zürich, Berlin, Kopenhagen), die sich mit gefolterten Menschen befassen und ihre Bilder furchtbarer Erlebnisse durch Sprache und neue Bilder aufzulösen versuchen.